

Die Retterin.

Frau Riisch macht einem Richter den Standpunkt klar. — Sie erwirkt Straffreiheit für ihren angeklagten Gatten.

An den Herrn Doktor.

Und wenn sie auch immer die Frauen heruntersehen und spöttische Remarks über sie machen und Geschichten über sie aufmachen, so sich sogar Doktors von Papieren dazu hergeben, es hineinzusetzen und in Boblit zu printen, Herr Doktor, wen es ngeht, der kann es einstecken oder in seine Pfeife thun und es rauchen, aber Herr Doktor, wenn sie einmal in Trübl sind, dann ist sie, die Frau gut genug und man kann sie gebrauchen und sie muß heraus helfen, obwohl von einer Anerkennung und daß es ritonest würde, noch Wortwürde dazu, aber dieses ist man ja gewöhnt und schließt es hinunter, denn was wäre der Gebrauch, wo sie ja doch alle gleich sein?

Aber eine Satisfaktion gibt es eine Frau doch und wann sie es auch nicht zugeben, so kriegen sie doch Respekt vor eine Frau und Sie machen eine Wette, der Judge hat Respekt vor Mir gekriegt und er würde sich bestimmen, mich zum zweiten Male zu tädeln, denn Ich habe ihn ein Stück von meine Meinung gegeben, wo Ich mir (die Meinung nämlich) schon aufgemacht hatte, es zu thun, wenn Ich die Chance dazu kriegen würde und dieses war die Chance und Sie mögen sicher sein, daß Ich sie gebraucht habe, denn der Richter Riisch, der hätte ja den Mund nicht aufgemacht und die Strafe bezahlt, darum war es ein Glück, daß Ich dabei war, wie der in Civilangung verkleidete gesundheitsliche Health-Offizier den Richter Riisch mitgenommen hat vor den Judge wegen, mit Achtung gesagt, Herr Doktor, Auspuden auf den Seitenweg wo Ich gleich sage, wie der Richter Riisch mit den Offizier erst in einen Platz hinein wollte, um zu probieren es freundlich zu setzen. „Nichts von die Art“ sag Ich. „Du gehst vor den Judge und Ich gehe mit“ und wie der Offizier seine Kompliment gemacht hat und der Judge den Richter Riisch gefragt hat, was er je sagen hat, da stehpe Ich vor und fange an und der Judge hebt die Hand hoch und will etwas sagen, aber Ich gebe ihn nicht die Chance, indem Ich ohne eine Pause weiter spreche „Your Honor“ sag Ich. „Ich sage nichts gegen das Gesetz“ sage Ich. „Denn Your Honor, eine Frau, wo es dann an die Schleppe von das Kleid kriegt und es an den Saum davon hieinträgt, die weiß es am besten, wie es ist, und alle Geruch vor den Gericht. Your Honor, denn wenn auch keine Yanke-Lady und keine Misses-Mor und Vandervilt und Rodefeller, obwohl der Richter Riisch es einen ehrlichen Weg gemacht hat, sondern bloß eine deutsche Frau, aber wie man vor den Judge in Achtung sich zu behelfen hat, lassen Sie es gut sein, Your Honor, dieses wissen wir, und Niemand besser, denn Your Honor können es leicht ausfinden, ob Ich lüge, indem ein Geschwisterkind von mir, wo wir die größte Angst hatten bei den Scharlach, weil so leicht etwas davon zurückbleibt, so war es auch bei unserm Johann, sie hat fünfzehn Jahre in dem alten Lande in dem Haus von einem Appellationsgerichtsath gebient, also weiß man Alles das Gericht und Ich sage Alles mit die größte Achtung vor das Gericht und Your Honor, bloß wann die Jitty so partideller ist und es nicht gleich, dann sollte sie selber dazu tenden und wenn der Richter Riisch gefeint werd, dann mache Ich eine Kompliment gegen den Garbutschmann, wo die Hälfte davon auf die Seitwoll folgen läßt, wo viel unreinlicher ist, wie ausfinden, und die Tazess fiedt die Jitty ein und ist mächtig partideller, daß man nicht zu wenig zahlt, aber am Dinstag soll der Aschenmann kommen und jeh ist schon der zweite Dinstag und die Aschaffier stehen noch da und sind nicht abgeholt und sind ein Disgrace und in Sommer wann die Männer in die weißen Suits die Striell schwippen, machen sie einen Döf, daß der Richter Riisch sein schwarzer Suit und sein Dechsbollerhut ausseht, daß es eine Schande ist, Your Honor, warum feinen Sie nicht die Jitty davor, denn der Döf, wo man schluden muß, ist ungelinder wie das Auspuden und in unserer Striet kriegt jeh noch der Schnee von den ersten Bliffard, dieses ist auch nicht gelund, denn es liegt Garbatsch, wo nicht abgeholt ist, bagwischen, warum feinen Sie nicht die Jitty davor und wann Wir die Tazess bezahlen, dann kann man es erperten, daß es gethan werd und Alles in Ordnung ist, nicht daß, wenn in der Küche das Wasser läuft, es in den Bettzimmer nicht läuft, wann der Richter Riisch sich die Hände waschen will, denn wenn die Jitty so partideller ist, daß die Jittissen Alles befolgen, dann soll sie selbst aufleben zu dem Lat, denn eine Frau, wo einen Carpet auf die Front-Stoop ausklopft, arretsen, da. is keine Kunst, warum arretsen Sie nicht die Kommissäners, wo den ganzen Sommer den Döf in alle Straßen fliegen lassen, stalt zu sprinteln und überhaupt, Your Honor, weil ich schon dabei bin

Wie Ich so weit war, ich wäre jeh erst recht in Zug gelomme — sagt der Judge, wo sich die Ohren zugehalten hat, „Discharge“, und zwei Offiziere, wo der Judge einen Wint gegeben hat, begleiten mich in alle Achtung — Ich hätte ihnen nicht abweist, es anders zu thun — bis vor die äußere Thür von den Courtbuilding, wo ihnen der Mi-

Der todte Zug.

Manöver-Humoreste von Leo von Torn.

Die Ausbildung der Truppe ist nach richtigen Gesichtspunkten erfolgt, wenn sie das kann, was der Krieg erfordert, und wenn sie auf dem Gefechtsfeld nichts von dem wieder abzustreifen hat, was sie auf dem Exerzierplatz erlernte. Also steht es geschrieben — und zwar mit fetten Buchstaben am Schlusse des 2. Theiles des Evangelii, so dem Soldaten gegeben ist in dem „Exerzier-Reglement für die Infanterie — Neu-abbudt unter Einfügung der neuen Notirung der Signale vom Juni 1897.“

Dieser Satz ist das Agens allen Schleifens und Bimsens. Er ist das eberne Gesetz, dem jeder Vorgesetzte nachzuleben hat, bis die Erde ihn deckt oder der Zylinderhut. Im Verfolg dieses Satzes hebt der Retter aus Kaschubien erst das linke und dann das rechte Bein, und immer wieder, bis er unter der freundlichen Zuredde seines Offiziers gelernt hat, die beflagten beiden Beine ohne zu schlankern vorwärts zu bringen, die Fußspitzen ein wenig nach unten und auswärts zu biegen und dann den einen Fuß ganz flach und leicht in einer Entfernung von 80 Centimeter vom andern auf den Boden zu setzen. Im Verfolg dieses Satzes liegt es fern, wenn ein verzweifelter Hauptling vermeint, anstatt einer Kompanie eine Kameel-Karawane zu leiten, wobei er die Herren Leutnants nur aus Höflichkeit ausnimmt. Endlich bedingt dieser Satz auch, daß die „richtigen Gesichtspunkte“ auf dem Gefechtsfelde erprobt werden. Da es leider nicht möglich ist, alle Jahre im September einen Krieg anzufangen, so vollzieht sich die erforderliche Probe auf die Gesichtspunkte und auf das, was der Krieg erfordert, im Manöver.

Es giebt — namentlich unter den Civilisten — unkluge Leute, welche den Werth dieser militärischen Einrichtung bedeutend unterschätzen. Sie sind der Meinung: im Ernstfalle kommt es erstens immer anders und zweitens wie man denkt. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Es ist selbstverständlich, daß zwischen einem Manöver und einem wirklichen Kriege keine Unterschiede bestehen — Unterschiede, etwa wie zwischen einem richtigen Gewitter und Theaterdonner. Wie man jedoch in unserer naturalistischen Zeit bestrebt ist, die Bühnenercheinungen der Wirklichkeit möglichst ähnlich zu machen, so geschieht das auch mit den großenKriegsspielen im Gelände.

Einer der größten Wirklichkeitsfanatiker war der Oberst von Ramfah. Nach seinem Wunsch und Willen war das Manöver ein reinlich genaues Spiegelbild des Ernstfalles bis in die kleinsten Einzelheiten. Im Regiment ging die Sage, daß er vor dem Abzug ins Manöver sein Haus bestelle, ein rechtsgültiges Testament errichte, seine Kinder segne und von der rüchlichen kleinen Frau Oberst einen so zärtlichen, tiefbewegten Abschied nehme, als wenn das Loch in den Vogesen thafächlich wieder einmal unbidt geworden wäre. Schon viele Wochen vor dem „Feldzug“ sorgte er dafür, daß den Mannschaften nicht nur der letzte Drill, sondern auch eine gewisse Kriegsbegeisterung impuirt wurde. In den Instruktionstünden mußte auf die bevorstehenden „glorreichen Tage“ hingewiesen werden — und wehe dem Offizier, der es in dieser Richtung an dem nöthigen Ausdrud und stilllichen Ernst fehlen ließ. Leutnant Mathesius, welcher überhaupt geneigt war, alle Dinge von der humoristischen Seite zu nehmen, hatte vierundzwanzig Stunden „Sesalord“ bekommen, weil er das Bonmot aufgebracht: Zwischen Krieg und Manöver besteht für einen tapferen Regimentskommandeur nur folgender Unterschied: Im Kriege wird er erschossen, im Manöver ist er erschossen.

Die Entschung der Mondscheinsonate.

Ueber die Entstehung von Beethovens Cis-Moll Sonate op. 27 No. 2, gewöhnlich Mondscheinsonate genannt, hat sich ein ganzer Sagenkreis gebildet. Nach einer Mitteilung verbandt dieses Tongebicht voll wunderbarer Poesie seine Komposition dem Gedicht: „Die Veterin“ von Seume, das in des Meisters Brevier sich vorfand. In demselben kämpft eine Tochter im Gebet um den zum Tode verurtheilten Vater. Um sich vor dem gemaltigen Eindruck zu befreien, den das Gedicht auf Beethoven gemacht, habe er es in Töne gefest. Nach einer anderen Mitteilung kam der schon mit seiner Schwerhörigkeit ringende Meister auf einem seiner weiten Spaziergänge an dem Häuschen in der Vorstadt Wiens vorüber, aus dem ihm die Klänge einer seiner Sonaten entgegenklangen. Er bemerkte durch das Fenster ein junges Mädchen am Flügel, dessen erhabener Bild einen seltsamen leeren Ausdruck hatte. Ihr lauschte ein einfach gekleideter, ihr ähnlicher junger Mann. Beethoven kam, nachdem der letzte Akkord verhallt war, in ein Gespräch mit dem Geschwisterpaar und erfuhr, daß die Spielerin seit Jahren blind war. Ihn überraschte ihr lebenshaftes Gefühl für Musik dabei und für die Wunder der Natur. Bewegt von ihrem Schicksal, das dem seinen ähnlich war, ergriffen von dem Anblick des sanften Gesichtes mit den lichtlosen Augen, betrat Beethoven das Zimmerchen und setzte sich an das Klavier, um der Blinden den Mondschein zu spielen, den sie nicht sah. So soll die herrliche Sonate entstanden sein, welche jene Stimmung malt, die unter Thränen lächelt. Welches aber auch der Grund ihrer Entstehung sein mag, zweifellos lebt in ihr Beethovens Schmerz über sein Schicksal und über seine unglückliche Liebe zu der Gräfin Julia Guicciardi, die zwar seine Gefühle erwiderte, aber einen Andern vorzog. Die Sonate trägt die Widmung: „Alia damizella comfessa Giulietta Guicciardi“. Für immer ist durch sie der Name der schönen Treulosen mit einer Schöpfung des genialsten aller Tonidichter verknüpft. — G.

Empfindlich.

Prob: „Grad heut“ am „Ersten“ bringt mir der Meier die hundert Mark zurück, die ich ihm geliehen habe. . . Ob der Mensch vielleicht gedacht hat, ich hätte ohne ihn den Hausgins nicht zahlen können?

Die Reklame in früherer Zeit.

Die Reklame in ihrer heutigen Form ist ein Kind des 19. Jahrhunderts. Vordem war es, wie August Kitzler im Antwerpener „Matin“ schreibt, verpönt, ja gefelich verboten.

„Hören Sie mal, Schneeling,“ wandte er sich darauf an seinen Adjutanten, „da drüben jenseits des Flussbaches, — am Waldbrand — das ist doch ein Zug der dritten Kompanie unseres zweiten Bataillons?“ „Zu Befehl, Herr Oberst,“ erwiderte der Adjutant, nachdem er ebenfalls durch seinen Reimslecher hinübergeäugt. „Sind denn die Leute nicht todt?“ „Zu Befehl, Herr Oberst. Der Zug ist außer Gefecht gefest.“ „Ja, zum Donnerwetter nochmal — nennen die Leute das todt sein? Die Reits hüpfen ja herum wie die wahnsinnig gewordenen Lämmer-schwänze! Spielen Ringelsteigen oder Verstecken oder sowas! Da soll doch ein diefer und jener reinschlagen! Wer ist der Zugführer?“ „Leutnant Mathesius, wenn ich nicht irre.“

„Natürlich, Herr Leutnant Mathesius! Fraule Wibe machen, das kann er. Sonst aber auch nichts. Nicht einmal todt stellen kann er sich. Wie oft habe ich gefagt, daß auch in dieser Hinsicht der Wirklichkeit nachgetommen werden muß. Wer todt ist, bleibt auf dem Fleck liegen, bis die Sanitätskolonne sich seiner annimmt oder die Lebung überhaupt abgeblafen wird. Schiden Sie sofort eine Ordonnanz herüber: Der ganze Zug wird bestraft, wenn sich noch ein Mann von der Stelle rührt. Keine Bewegung will ich mehr bemerken.“

Die Ordonnanz ritt ab, aber der Effekt blieb aus. Die Todten am Waldbrande schienen ein Rasperletheater aufzuführen, so mobil bewegten sie sich umeinander. Der Oberst war zunächst starr. Dann setzte er seinem alten Friedrich Wilhelm ein paar Eisen ein, daß er Dujet machte und noch etwas — und stürzte in wilder Pace über das Schlachtfeld.

Je näher er kam, desto deutlicher wurde es, daß die Erschossenen sich an einem Anatomial oder einem ähnlichen temperamentvollen Tanze bethätigten. „Herr Leutnant! Herr Leutnant Mathesius!“ schrie der Oberst laun von weitem. „Nagt Sie der Teufel oder wissen Sie nicht, wie man sich zu benehmen hat, wie wenn man todt ist?“ Ich erkläre Ihnen, Herr Leutnant Mathesius.

Der Oberst blieb die Erklärung und jedes weitere Wort schuldig. Leutnant Mathesius hielt sich nicht einmal ruhig, als er vor seinem Kommandeur stand. Er schubberte zusammen und trakte sich. „Verzeihen der Herr Oberst — aber hier kann man unmöglich todt bleiben. Wir liegen auf fünf rebellisch gewordenen Ameisenhaufen. Bitte gehoramt, an einer anderen Stelle herben zu dürfen.“

Ein altes Hirschgeweih.

Lebendigt sich in der Kirche zu St. Marien in Landsberg a. d. Warthe. Geweih ein seltener Schmud eines Gotteshauses! Die Geschichte dieses Geweihes ist nach der „D. Jäger-Zeitung“ folgende: Im Jahre 1599 lagen noch tiefe Wälder und unweglame Moor-treden rings um die Stadt Landsberg (Warthe), und in jenem Jahre begab es sich, daß hungriige Wölfe in jenen Wäldern einen starken Hirsch so lange verfolgten, bis sie ihn durch das Stadthor gehetzt hatten. Es war ein Sonn- oder Feiertag; in der Kirche zu St. Marien wurde eben Gottesdienst gehalten, die Thüren standen offen, und das geängstigte Stüd suchte Schutz an heiliger Stätte. Vor dem Altar brach es traktlos zusammen und ließ sich dort von der Gemeinde, die anfangs keinen geringen Schred bekam, geduldig ergreifen. Zur Erinnerung an diese seltene Begebenheit machte man aus dem Geweih des Hirsches, der ein starker Zwanzigjähriger war, einen Kronleuchter und hing ihn dicht vor dem Altar auf. Der vergoldete Knopf des Kronleuchters trug die Jahreszahl 1600, und in eine dem Lüfter beigefügte Metalltafel wurde die Nachricht von dem seltsamen Ereigniß eingegraben. — Das eigenthümliche Stüd wurde im Jahre 1821 bei einer Ausbesserung der Kirche veräußert; leider ist der Name des Käufers sowie der dafür erzielte Preis nicht mehr festzustellen. Sicher ist nur, daß der Käufer das Geweih dem König Friedrich Wilhelm dem Dritten übereignete. Seit dem Jahre 1842 ward es im Jagdschloß Kronenwald bei Berlin aufbewahrt. Kaiser Wilhelm der Erste, dessen Augen wohl mit Wohlgefallen auf dem prächtigen alten Geweih geruht haben mögen, bestimmte, daß der geschichtliche Werth des Geweihs nur dadurch voll und ganz gewürdigt werde, wenn es nach dem Orte zurückgegeben würde, an welchem der Träger des Geweihs vor e. wa 300 Jahren auf so seltsame Weise endete. So wurde das Geweih am 28. August 1876 der St. Marienkirche in Landsberg (Warthe) zurückgeschickt. Das Geweih ist aufgesetzt auf einen aekänischen Hirschkopf, ein Geschenk Kaiser Wilhelms des Ersten, und hängt in der Kirche über dem Westportal.

Immer etwas.

„Nun, spielt Ihre Tochter schon gut Klavier?“ „Im, mit dem Spielen will's noch nicht recht vorwärts, aber pausiren kann sie recht gut, sagt der Herr Professor.“

Ein guter Gedanke.

Schriftsteller (der eine Witwe mit 60,000 Mark Wittgilt heirathet): „Mir scheint, das wird der beste Einfall meines Lebens sein!“

Das gute Kind.

„Friedrich, hast Du nicht meine weiße Wiege gesehen?“

„Friedrich, die Maurer dort, die bösen Menschen, haben sie in ein Fraß mit schwarzer Farbe geworfen, aber ich hab' sie wieder ganz weiß gemacht.“

Die moderne Köchin.

„Du kochst ja heute selbst! Wo ist denn Deine Köchin?“

„Die besudt zur Zeit als Deligirte den Frauen-Kongreß!“

Beachtung.

Erst verliebt man sich, das ist das Schönste, dann verlobt man sich, das ist auch noch ganz schön, darauf verheirathet man sich, das ist schon nicht mehr schön!

Weiße Köpfe.

Professor (der einem Bettler einen alten Hut schenkte): „Nun, paßt der Hut?“

Bettler: „Wie ang'ossen, Herr Professor, wir hab'n ganz gleiche Köpfe!“

Häfflich.

Räuber: „Die Börse oder das Leben!“

Bliechen.

„Ach, die Börse nennen Sie haben, mein Kulefter, aber erloben Sie gietigst, daß ich Sie vorher das Geld herausnehme.“

Erklärt.

Papa (zu seinem sechsjährigen Söhnchen): „Was seh' ich denn da? Du rauchst ja, Hänchen?“

Der kleine Hans: „Ja, weißt Du, Papa, wir spielen Eisenbahn — und ich mache die Lokomotive!“

Erklärt.

„Was der Dide dort für eine kuriose Figur hat!“

„Ja, wissen Sie, das ist der Souffleur des Stadttheaters, der hat die Form des Kapfens angenommen, den er gerade ausfüllt.“

Ein Materialist.

Sie (in Betrachtung eines Sonnenuntergangs schwärmerisch ausrufend): „Wela' ein schönes Abendroth!“

Er (gleichgiltig): „Ein schönes Abendroth war' mir lieber!“

Das gute Kind.

„Friedrich, hast Du nicht meine weiße Wiege gesehen?“

„Friedrich, die Maurer dort, die bösen Menschen, haben sie in ein Fraß mit schwarzer Farbe geworfen, aber ich hab' sie wieder ganz weiß gemacht.“

Die moderne Köchin.

„Du kochst ja heute selbst! Wo ist denn Deine Köchin?“

„Die besudt zur Zeit als Deligirte den Frauen-Kongreß!“

Beachtung.

Erst verliebt man sich, das ist das Schönste, dann verlobt man sich, das ist auch noch ganz schön, darauf verheirathet man sich, das ist schon nicht mehr schön!

Weiße Köpfe.

Professor (der einem Bettler einen alten Hut schenkte): „Nun, paßt der Hut?“

Bettler: „Wie ang'ossen, Herr Professor, wir hab'n ganz gleiche Köpfe!“

Häfflich.

Räuber: „Die Börse oder das Leben!“

Bliechen.

„Ach, die Börse nennen Sie haben, mein Kulefter, aber erloben Sie gietigst, daß ich Sie vorher das Geld herausnehme.“

Erklärt.

Papa (zu seinem sechsjährigen Söhnchen): „Was seh' ich denn da? Du rauchst ja, Hänchen?“

Der kleine Hans: „Ja, weißt Du, Papa, wir spielen Eisenbahn — und ich mache die Lokomotive!“

Erklärt.

„Was der Dide dort für eine kuriose Figur hat!“

„Ja, wissen Sie, das ist der Souffleur des Stadttheaters, der hat die Form des Kapfens angenommen, den er gerade ausfüllt.“

Ein Materialist.

Sie (in Betrachtung eines Sonnenuntergangs schwärmerisch ausrufend): „Wela' ein schönes Abendroth!“

Er (gleichgiltig): „Ein schönes Abendroth war' mir lieber!“

Das gute Kind.

„Friedrich, hast Du nicht meine weiße Wiege gesehen?“

„Friedrich, die Maurer dort, die bösen Menschen, haben sie in ein Fraß mit schwarzer Farbe geworfen, aber ich hab' sie wieder ganz weiß gemacht.“

Die moderne Köchin.

„Du kochst ja heute selbst! Wo ist denn Deine Köchin?“

„Die besudt zur Zeit als Deligirte den Frauen-Kongreß!“

Beachtung.

Erst verliebt man sich, das ist das Schönste, dann verlobt man sich, das ist auch noch ganz schön, darauf verheirathet man sich, das ist schon nicht mehr schön!

Weiße Köpfe.

Professor (der einem Bettler einen alten Hut schenkte): „Nun, paßt der Hut?“

Bettler: „Wie ang'ossen, Herr Professor, wir hab'n ganz gleiche Köpfe!“

Häfflich.

Räuber: „Die Börse oder das Leben!“

Bliechen.

„Ach, die Börse nennen Sie haben, mein Kulefter, aber erloben Sie gietigst, daß ich Sie vorher das Geld herausnehme.“

Erklärt.

Papa (zu seinem sechsjährigen Söhnchen): „Was seh' ich denn da? Du rauchst ja, Hänchen?“

Der kleine Hans: „Ja, weißt Du, Papa, wir spielen Eisenbahn — und ich mache die Lokomotive!“

Erklärt.

„Was der Dide dort für eine kuriose Figur hat!“

„Ja, wissen Sie, das ist der Souffleur des Stadttheaters, der hat die Form des Kapfens angenommen, den er gerade ausfüllt.“

Ein Materialist.

Sie (in Betrachtung eines Sonnenuntergangs schwärmerisch ausrufend): „Wela' ein schönes Abendroth!“

Er (gleichgiltig): „Ein schönes Abendroth war' mir lieber!“